

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 22

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637854>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 22 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 31. Mai 1924

Tagbeginn.

Von Emil Schibli.

Ein Amjellied klang süß herein,
Klang mir in halben Schlaf und Traum.
Dann sah ich in den Frührotschein
Und in den goldenen Wolkenschein.

O Morgenluft und Sonnenglanz!
Geliebte Farben, Blau und Grün:
Wie schön der Wälder weiter Kranz,
Grün bis an blaue Berge hin!

Ich tanze wie ein Götterkind
Mit nackten Gliedern ein Gebet
Und fühle, wie der frische Wind
Mir Trägheit aus dem Leibe weht.

Das Blut in meinen Adern singt
Wie Wellenschlag am Uferstrand

Und mein befreiter Odem schwingt
Sich als ein Jauchzen übers Land!

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Bettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

17

Dann ließen sich alle auf dem Hügel nieder. Der Abt kam noch nicht. Der eine der Knaben hatte bereits das goldene Kreuz erfasst, welches an einer gleichen Kette hängend unter dem Obergewand der Aebtissin hervorglänzte, und spielte damit; der andere machte seinen Fingern zu schaffen an einem edelsteinbesetzten Ringe Hansjakobs.

„So, jetzt müßt Ihr uns aber auch sagen, wem ihr gehört!“ redete dieser die beiden an, welche zwischen den Erwachsenen sich gelagert hatten.

„Dem Vater“, bekannte der eine ganz offen und ohne Rückhalt.

„Und du?“ fragte er den andern, dessen Sinn ganz vertieft war in die seltene Schönheit des Kreuzes.

„Ich? Ich gehöre der Mutter.“

„Wie heißt denn deine Mutter?“

„Meine Mutter heißt — Mutter.“ Trotz eifrigsten Besinnens konnte er für die Person, die ihm das Leben geschenkt, keinen andern Namen ausfindig machen. Mutter war für ihn eben alles in allem.

„Und wie heißt dein Vater?“ fragte der Meister den andern, welcher sich dessen Angehöriger genannt hatte.

„Der Vater heißt Lunzi!“ entgegnete er frischweg.

„So, Leonz?“

„Nein, Lunzi!“ versicherte er nachdrücklich.

„Und was treibt der Vater?“

„Er ist Schmied!“

„Da seid ihr beide also des Schmieden-Lunzis Buben?“

„Ja, aber wir haben noch mehr!“ erwiderte der Gesprächigere.

„Und wie heißt denn du?“

„Ich heiße Hannesli!“

„So, Hannesli, da hast du einen Zugerbägen, weil du Hannesli heißt!“ sagte die Aebtissin, ihres verstorbenen Bräuderleins gedenkend.

„Und du?“ fragte sie den andern.

„Ich heiße Köbeli!“

„Ei!“ lachte sie den Meister an, „wie lustig, das macht zusammen Hansjakob!“ und sie drückte dem Köbeli ein gleiches Silberstück ins Händchen.

„Ich danke Euch, Aebtissin, daß Ihr dieser Namensfüging so freundlich gedenkt!“ sagte Hansjakob, der schönen Frau beglückt in die Augen schauend.

Vier Augensterne standen jetzt gebannt aufeinander gerichtet. Köbeli erhob sich und legte sich auf die andere Seite der Aebtissin, und nun spielten die kleinen Rottköpfe im weißen Schoß der Aebtissin mit ihren blanken Bagen. Noch immer sahen die treuen Augen der Großen sich starr entgegen, und jener geheimnisvolle Vorgang, durch welchen zwei Seelen einander beleben, erregen und ihre elementare Kraft ineinander überströmen lassen, wie zwei mächtige Magnete, unsichtbar, doch unlösbar fest sich verbindend — fand statt. Sie legten ihre Hände ineinander, unwillkürlich, und bestätigten schweigend das Geschehnis.

Magdalena beherrschte sich; aber sie machte, in die Ferne träumend, ein ungewolltes Geständnis, an dessen Bedeutung sie nicht dachte:

„Woher kommt nur dieses selige Glück, das meine Seele erfüllt; sie hebt ihre Flügel, sie breitet sich aus;

o himmlisches Fühlen. — wie leicht wird mir, als ob ein Engel mich trüge!“

„Magdalena!“ rief er, entzückt von der Unschuld ihres Fühlens und ihres Geständnisses, und drückte ihre Hand.

Da erwachte sie erst. Auch hatten sich unterdessen die beiden Rotköpfe, mit ihren Händchen der Kreuzkette nachgreifend, so unbefangen in die reichen Falten ihres wolli- gen Gewandes vertieft, um nach weitem, glänzenden Kostbarkeiten zu graben, daß sich die Aebtissin ihrer erwehren und die suchenden Augen auf die Oberfläche ihres Gewandes zurückweisen mußte. Eine kleine Blutwelle stieg darüber in ihr Gesicht; so wandte sie sich von Hansjakob ab, zugleich auch, um ihr Kleid wieder zu ordnen.

Hansjakob entließ nun die Kleinen, um noch einen süßen Augenblick mit ihr allein zu sein. Alle waren aufgestanden.

„Hast du noch mehr so schöne Bazen?“ fragte Hannesli, mit beiden Händen ihre Rechte fassend, während Köbeli stumm ihre Linke drückte und zu der schönen Frau aufschaute.

„Ja“, antwortete Hansjakob, „sie hat noch viele und wird euch das nächstmal, wenn wir wieder kommen, zwei mitbringen.“

„Und für den Jörgi und den Rudi und den Flori auch einen; und den Basti und den Toni und den Blasi!“

„Wem gehören die?“ fragte der Meister, belustigt durch diese Aufzählung.

„Die gehören auch dem Vater!“

„Da seid ihr also acht?“

„Nein, ein Duzend!“

„Ja, du hast den Lunzeli vergessen und den Seppli und den Dami“, ergänzte der schweigsame Köbeli.

„Und wir haben noch ein Bübli bekommen!“ rief Hannesli triumphierend, „leghin, den Pauli.“

„Richtig“, lachte Hansjakob, „da seid ihr soviel wie die Apostel, zwölf.“

„Nein, ein Duzend, hat der Vater gesagt“, protestierte Hannesli, „er zähle uns nur beim Duzend, hat er gesagt.“

„Gut, sie müssen alle einen Bazen haben. Geht jetzt ordentlich und sagt es der Mutter“, befahl ihnen Hansjakob, seine Ungeduld kaum mehr beherrschend.

„Gelt, aber“, wandte sich der Hannesli an Magdalena, „gelt aber, wenn du wieder kommst, bringst du deinen Hannesli und Jakobeli mit?“ ...

Sie sah wiederum zu Hansjakob hin, der selig lächelte über die prophetische Kinderfrage. Eine starke Blutwelle schoß auf von ihrem Herzen und unbezähmbare Wonne ergriff sie. Blöcklich hob sie den kleinen Knirps zu sich — er kam ihr leicht vor wie ein Federchen — küßte ihn bewegt auf den Mund und schwieg seine Frage tot — stumm und bedeutunglos. Auch Köbeli wollte einen Kuß haben. Dann liefen sie jubelnd davon.

Jetzt standen sie verwirrt nebeneinander. Eine beeiligende und befeligende Gefühlswallung ergriff sie; sie hielt sich die klopfende Brust, als ob sie den raschen Schlag des Herzens verhindern wollte, der ihr so hange machte, der so ungestüm ihr ganzes Wesen erschütterte und durch seine Blutschwalle ihr den Sinn verwirrte. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als ihre Erregung durch Bewegung zu

unterdrücken und lief in ungestümer Eile am Hügel hin und her. Dann lehnte sie an einen Baum; heiße, aber beruhigende Tränen stürzten in jäher Flut ins Gras. Da erblickte Hansjakob, der ihr gegenüber ebenfalls an einen Baum gelehnt dem Niedergehen des jungen Sturmes zusah, den herankommenden Abt. Als dieser die Aebtissin in ihrer traurigen Haltung bemerkte, fragte er beängstigt den Meister:

„Was ist ihr?“

„Seht“, antwortete er, seine Augen heimlich niederschlagend, „jenes schöne Bübchen dort heißt Hannesli, das hat sie an ihr verstorbenes Brüdlein erinnert.“

„Also noch immer trauert sie um ihn? Noch immer hängt sie so sündig an der Welt?“

„Ich bitte Euch, ehrwürdiger Abt, tadeln sie nicht, sie kommt schneller zur Ruhe; zu weinen ist den Frauen Bedürfnis.“

Glücklicherweise kehrten jetzt die Bürschlein wieder zurück; sie hatten ihren Brüdern von der guten und schönen Aebtissin erzählt, die sie gewaschen; nun kamen diese in zerstreuten Gruppen dahergeeilt; auch der Vater Schmied erschien unter den Bäumen, auf seinen sehnigen, eisernen Armen den Säugling wiegend. Ungefähr zu gleicher Zeit traf er mit dem Abt auf dem Hügel ein.

„Ihr entschuldigt“, so rief der riesenhafte Schmied Petrus zur Begrüßung an, „hochwürdigster Namensvetter — Petrus hieß nämlich, als er noch Laie war, Schmied — Ihr entschuldigt, wenn ich mit dem Jüngling auf dem Arm mich nicht so tief wie gebühlich verbeuge“ — bei welcher Anrede er jedoch trotzig aufrecht blieb. Dann fuhr er fort, als der Abt die Entschuldigung nicht beantwortete:

„Wie läuft Eure Klosterschmiede, wenn ich fragen darf?“

„Sie hat ordentlich Zulauf, Meister Lunzi.“

„Ja, die Schmiede rings herum in den Dörfern sagens auch, das Kloster nehme ihnen die besten Kunden weg, weil es die Arbeit besser und billiger liefert.“

„So, das sagen sie?“ fragte scheinbar verwundert der Abt. „Es sollte mir nicht recht sein.“

„Freilich, und wenn es so fortgeht, so wird mein Zwölfter, den ich hier auf den Armen trage, in einem Jahre in nichts mehr zu beißen haben als ins Gras.“

„Was verlangt Ihr denn von mir? Wie meint Ihr, daß der Uebelstand zu heben sei, Schmied?“

„Ihr müßt Eure Klosterschmiede den fremden Kunden verschließen und schmieden, was des Klosters ist.“

„Das ist eine unerhörte Forderung, Schmied; doch will ich überlegen, wie ich Euch entgegenkomme.“

Petrus wollte ihn nicht gegen sich erbittern, indem er ihm rundweg alle Abhilfe verweigerte. Er suchte vielmehr die Schmiede der Umgegend durch persönliches Wohlwollen für sich zu gewinnen, da er vernommen, daß die Schmiedemeister Klage gegen ihn führen wollten. Er hatte wahrlich sonst genug Berg an der Kunkel. Dem Vater Bursarius aber flossen aus der Schmiedewerkstatt beträchtliche Gelder zu, weshalb der Abt nicht daran dachte, die Schmiede eingehen zu lassen.

„Ich bin froh“, fuhr er fort, „wenn jeder Arbeiter sein Brot findet. Für diesen Jüngsten da nehmt einst-

weilen einen Wiegenpfennig.“ Und er legte ihm einen Dukaten aufs Kissen.

Jetzt machte der Schmied trotz der Kindeslast seine Reverenz.

„Die Jungfrau gelohne es Euch!“ dankte er.

Der Goldglanz hatte den Mann für einen Augenblick geblendet; aber nur für einen Augenblick. Der herausfordernde Trotz blieb in seinen Zügen. Er hatte noch sonst etwas gegen den Abt. In heiterem Tone fragte dieser weiter, auf seine Buben deutend:

„Wie viel solcher Ziegeltöpfe habt Ihr denn, Schmied?“

„Ziegeltöpfe sind's nicht, Hochwürdigster; sie tragen die Flammen von ihres Vaters Esse auf dem Haupt. Ein volles Duzend hab ich, so viel, als die Eidgenossenschaft Orte hat.“

„Sie hat dreizehn; Ihr seid mir ein wackerer Eidgenosse!“

„Gut; so wette ich, im nächsten Frühling soll mein Weib mir den dreizehnten Eidgenossen gebären, für jeden Ort einen Fährdrieh. Und wenn die Eidgenossenschaft Zuwachs bekommt, so wollen wir weiter sorgen. Was sagt Ihr zu einem zweiten Duzend? Was, wäre das keine Leistung von mir?“

„Vielmehr von Eurem Weibe!“ warf Hansjakob ein.

Der Schmied tat, als ob er es nicht hörte, vielleicht gab er dem Meister auch stillschweigend recht.

„Wie wäre es, wenn ich sie dem Kloster verschriebe, Hochwürdigster?“

„Ei, das wären doch zu viel von der gleichen roten Rasse, das Kloster könnte in Brand geraten, ha, ha!“

„Oder Ihr mögt nicht sagen, daß das Kloster darüber verarmen würde. Freilich, dreißig Gulden Mitgift und eine Bettstatt für jeden, wäre zu viel für Anserenen. Nachherben würdet Ihr schon gar nichts. Nun, Ihr sollt sie nicht haben, Abt; aber das wisset: der König der Franzosen soll sie auch nicht haben. Sela!“

Der Abt wurde sichtbar unruhig bei den letzten Worten, so daß es Hansjakob auffiel; er drängte, weiter zu kommen; der Wagen wartete beim Pfarrhaus, und so ließen die drei den Schmied mit seinem Buben stehen; die andern elf folgten den seltsamen Gästen eine Strecke weit und redeten geheimnisvoll über die hohen Personen.

Noch stundenlang hatten sie jedoch im Pfarrhaus auf den Klosterknecht zu warten, der sie in leichtem Wagen heimfuhr. Der Abt gab ihm einen Verweis, welchen der Knecht sichtlich verkehrt, mit trotzigem Blick, aber schweigend hinnahm.

Die Dämmerung war angebrochen, dem Abt und Magdalena willkommen, die beide die Unruhe ihres Gemütes verbergen mußten. Gleichgültige Worte fielen. Magdalena war die Fahrt zu kurz; sie wäre gern hineingefahren in die dunkle, kühlende Nacht, um den ungestümen Schlag ihres Herzens zu beruhigen. Der Glücklichsste unter den dreien war Hansjakob. Sein Gemüt schwelgte in freudigen Hoffnungen und erfrischte sich im Jungbrunnen erster, einziger Liebe. Als beim Abschied die Aebtissin ihm die Hand

drückte, zitterte sein Herz in Lust. „Sie liebt mich, sie liebt mich!“ jubelte es in ihm. Erst als er sich ruhelos auf seinem Lager wälzte, begann er darüber nachzudenken, wer ihn liebe und wen er liebe. Wie sollte es ihm gelingen, die Braut des Himmels zu seiner irdischen zu machen?

XI.

Im Kloster herrschte während der nächsten Wochen eine halsbrechende Geschäftigkeit. Das große Fest zur Einsetzung der Heiligenreliquie wurde vorbereitet, wobei das Kloster nicht im nachlässigen Morgenkleid, wie es jetzt war, dastehen durfte. Die Ausbesserungen und Neubauten mußten bis auf den bestimmten Tag vollendet und die vielen Gerüste, welche die weißschimmernden Mauern vergitterten und in ein festes Spinnwebgewebe versargten, woran die Arbeiter wie Mücken herumkletterten, schleunigst beseitigt werden, so daß es an jenem Tage im Glanzgeschmeide einer jungfräulichen Braut, um welche gleichsam die ganze Landschaft warb, erscheinen sollte. So wurde denn gehämmert und geklopft, gelöst und geschliffen, bis die Sargbretter krachten, die Balken stürzten und das bräutliche Kloster wie ein riesiges Dornröschen in seinem blendenden Glanze dalag, daß das ganze Tal in seinem Licht erblinnte. Bald glänzten denn auch die weitläufigen Bauanlagen, Kirchen und Kapellen, selbst bis auf die Scheunen, Werkstätten, Webereien und Mühlen, in makelloser Sauberkeit. Jedes Gerät hatte wie von selbst den ihm bestimmten Platz bezogen; ein gewaltiger Organisations- und Ordnungsgeist mußte das Ganze beherrschen. Das hatte Petrus durch seine Strenge und seine praktischen Befehle zuwege gebracht. Und doch durfte es nur einen geringen Teil seiner Tätigkeit in Anspruch nehmen; denn daneben hatte er den ungeheuren Festzug zu planieren, für die Ausstattung der Prozessionswagen und der einzelnen „Personen“, welche dargestellt wurden, Sorge zu tragen. Einladungen weit und breit herumzuschicken und zwar mit kluger, politischer Auswahl, obwohl sonst die Klöster keine Politik treiben sollten. (Fortsetzung folgt.)

Stille.

Von F. Hoffmann.

Nun legt die Stille ihre weichen Hände
So muttermild mir auf das müde Haupt.
Sie löst des Herzens wehe, wilde Brände
Und bringt den Frieden, den ich totgeglaubt.

Lang schlug ich mich durch lustbelebte Straßen
Und haschte gierig nach des Ruhmes Kranz.
Ich suchte Sterne, die vergehn, verblassen,
Und in den Augen starb der Jugend Glanz.

Wie trügerisch fand ich die lauten Stunden,
Die wilde Lust, die, ach, so bald verrauscht.
Nun hat mein Herz sich still zurückgefunden
Und Flitterglück an Einsamkeit vertauscht.

Ich trinke der Genesung Wunderbrunnen,
Und in der Stille schwebelichtem Flug
Erglühn in meinem Herzen späte Sonnen,
Und Wunden heilen, die ich lange trug.